



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

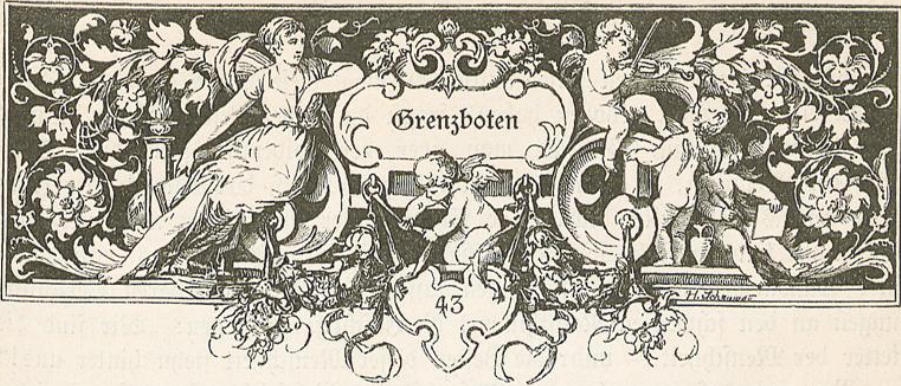
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Weltfriedenskongreß zu Bern

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Weltfriedenskongreß zu Bern



Es giebt Leute, denen, was auch auf humanem Gebiete erstrebt und erreicht werden mag, als bekämpfenswerteste Inhumanität erscheint, weil ihr Standpunkt auf jener Wolkenkuckuckshochburg Utopia liegt, von der sich die Wirklichkeit mit ihren Menschen von Fleisch und Blut ausnimmt wie ein Nippfigurenkästchen, dessen Inhalt man nach Gefallen rütteln, schütteln und aufstellen kann.

Eine hochaufgeschobne Pflanze aus der Treibhauskultur dieser Humanitätsapostel ist der vor kurzem wieder einmal mit viel Reden und ohne Thaten — wenn man nicht die öffentlichen Umarmungen und Klüßduetts dazu rechnen will — verfloßne Weltfriedenskongreß zu Bern.

Die Veranstalter hatten zunächst in ihren Zeitungen und Schriften dadurch für ihr Schauspiel Propaganda gemacht, daß sie (echt human) jeden Menschen, der sich unterstand, anders zu denken, als sie vorgeschrieben hatten, für dumm und roh erklären ließen. Man spekulierte dabei auf die schwache Seite der Halbgebildeten und Urteilslosen, um Gottes und aller Heiligen willen „gebildet und geistreich“ erscheinen zu wollen; und hier hatte man es ja so billig, man brauchte nur nachzubeten — nachzubeten den vorgeschriebnen Katechismus, dessen Merkstellen statt des üblichen: „Was ist das?“ lauteten: „Wer schrieb das?“ oder „Wer sagte das?“ Daß die Namen, die dann als Erklärung folgten, „Klang“ hatten, dafür sorgten die Handlanger der Humanitätspächter mit einer Extraausgabe von Druckerfschwärze.

Auch eine Belohnung hatte man für die Gläubigen erfunden; sie bestand — wer sollte es bei dieser Weltenverbrüderungsgemeinde denken! — in einem Titel. Aber nicht etwa Graf, Baron, Geheimer Ober-, Über- oder Unterrat — behüte, das klingt alles viel zu gewöhnlich, „Edelmensch“ lautete er. Edel-

mensch! Welcher von den Friedensfischern mag diese Perle aus dem Ozean des Lebens ans Licht gehoben haben? fragst du, lieber Leser. Nun, diesmal war es eine Fischerin. Gedenkt man aber der epidemisch gewordenen Titelfucht der Menschen, so kann man nicht leugnen, daß das Kunstfeuerwerk in Bern bestens vorbereitet war. Die Pyrotechniker männlichen und weiblichen Geschlechts konnten stolz von dem Schauplatz ihrer Thätigkeit aus bunt leuchtende Schwärmer in die Luft steigen lassen, die in wunderbaren Verschlingungen an den schwarzen Nachthimmel die Inschrift zeichneten: „Wir sind die Retter der Menschheit — und: die Besten dieser Menschheit stehn hinter uns!“

Nur gut, daß es noch andre Maße als das Weltfriedenskongreßmaß giebt, sonst wäre es wirklich recht traurig um die Welt bestellt.

Retter der Menschheit! Waren wir denn so ganz verloren? Unwillkürlich kommt man auf den Gedanken, daß die Herrschaften von sich auf andre schließen. Und welchen verständigen Menschen könnte es wundern, daß die Bewohner jenes weltverlorenen Volkentuckucksheim dem Bewußtsein des eignen Verlorenseins in sich Raum geben? Wir, die wir hier unten mit unsern Füßen auf dem Boden der heimischen Erde stehn, wir haben uns bis zu diesem erhebenden Bewußtsein noch nicht emporgearbeitet. Wir sehen in den Bestrebungen der Regierungen, insbesondre unsrer Regierung, zur Erhaltung eines segensreichen und ehrenvollen Friedens jene natürliche, rückenmarksfeste Humanität, die allein Geltung haben darf und Geltung haben kann, wenn das Staatsschiff und mit ihm alle seine Bewohner nicht elendiglich zu Grunde gehn sollen. Wir brauchen eine Humanität, die mit Menschen und Verhältnissen rechnet, wie sie sind, und nicht wie sie diese Weltbeglückter träumen.

Das Schauspiel, das sich in Bern abspielte, war auch wirklich nicht dazu angethan, an die Haltbarkeit der „Weltfriedensidee“ glauben zu machen. Da waren am ersten Tage etwa dreihundertundsechzig Menschen oder richtiger Friedensapostel versammelt, aber wer sollte es glauben: die Leute gerieten in einen so famosen Krieg mit einander, daß sich am zweiten Tage nur noch etwa sechzig auf dem Schlachtfelde wieder einfanden. Wer aber glaubte, daß der Krieg nun aufgehört hätte, der irrt sich; es wurde tüchtig weiter gezankt und vor versammeltem Volk umarmt, geküßt und wieder gezankt. Ja, so sieht der „ewige Weltfriede“ aus. Es ist jedenfalls gut, daß man eine Probe davon zu Gehör und zu Gesicht bekommen hat. Nunne im Uff hat den jedenfalls sehr beherzigenswerten Vorschlag zur „Weltfriedensidee“ gemacht, alles, was gegen die Idee ist, einfach mausetot zu schlagen. Da hätte man praktisch das Haupthindernis der Idee beseitigt, und der Weltfriede wäre gesichert. Freilich nach unserm Dafürhalten nur für das lebende Geschlecht. Da es aber nicht unmöglich ist, daß Nunnes Vorschlag in der Ausführung auf einige kleine Schwierigkeiten stößt, so wollen wir uns vorläufig die von den Herrschaften selbst aufgestellten notwendigen Bedingungen für die Aus-

führung ihrer Idee etwas näher ansehen. Sie lauten: Allgemeine Abrüstung, Aufhebung der Militärpflicht wie des Soldatenstandes überhaupt, Einsetzung eines den Zank aller Welt schlichtenden Schiedsgerichts. Außer diesen offen bekannten Bedingungen giebt es aber noch ein — zwar von der erlauchten Versammlung totgebrülltes, aber doch von ein paar ehrlichen Hitzköpfen ver-ratenes — Erfordernis, ohne dessen Erfüllung, wie man hinterher zuzugeben gezwungen war, der Schiffbruch der Idee von vornherein sicher wäre. Dieses kleine Haupterfordernis ist nichts mehr und nichts weniger als: Aufhebung aller Nationalität.

Für jeden nüchternen Menschen ergibt sich ohne allzu scharfes Nachdenken die innere Haltlosigkeit dieser Bedingungen von selbst. Trotzdem wollen wir auf einige Hauptpunkte noch näher eingehen.

Allgemeine Abrüstung — Aufhebung des Militärstandes. Nun, es gilt wohl als anerkannter Grundsatz, daß die Geschichte im Staatenwesen die beste Lehrmeisterin ist. Gehn wir also an ihrer Hand zurück und fragen wir: Wie stand es, als die einzelnen Völker ohne die Kraft, die in einer ihrem Größenverhältnis Rechnung tragenden Heeresmacht liegt, lebten? Die Antwort lautet: Es galt das Recht des Stärkern, das heißt das Faustrecht.

Es konnte kein wirklich einheitliches Staatengefüge bestehen, weil niemand die Kraft hatte, den Gesetzen eines solchen, weder nach innen noch nach außen, Geltung zu verschaffen (und so gefällig waren die Menschen nie, einem ihnen unbequemen Gesetze — und welches Gesetz wäre ohne Unbequemlichkeit für den einzelnen? — ohne Zwang, nur dem lieben Nächsten zuliebe Folge zu leisten). Die Folge dieses Zustandes war aber durchaus kein großer Friede, sondern ein ununterbrochener Krieg, der nur im Wechsel von groß und klein eine Änderung erfuhr. Es konnte kein friedliches Schaffen und Arbeiten bestehen, weil kein Schutz dafür da war, und weil der Nachbar, oder wer sonst Lust hatte, die Früchte der Arbeit einheimfen konnte, wenn er nur mehr Kraft in seiner Faust oder mehr Fäuste zu seiner Verfügung hatte als der Arbeiter selbst. Dieser aber mußte mit den Verhältnissen rechnend sein Leben in ununterbrochener Kampfbereitschaft und Furcht hinbringen.

Ein Abglanz dieser Zustände hat sich bis auf unsre Zeit erhalten, der vor allem wohl dazu angethan sein sollte, den Rausch derer, die sich an überhumanen Ideen vollgetrunken haben, zu heben, wenn man es nicht für weiser hielte, nicht zu sehen, und in dieser Vogelstraußpolitik hoffte, die andern würden es eben so machen. Wir meinen jene Zustände in Stalien und Sizilien, über die fast jede Woche verbürgte Nachrichten zu uns dringen, die von scheußlichen Gewaltakten berichten, die wohlorganisirte Räuberbanden an den Landeingesessenen wie an harmlosen Reisenden verüben.

Aus Biguanello berichtete dieser Tage der Korrespondent einer unsrer

gelesensten Zeitungen ein paar packende Geschichten. Herr Räuberhauptmann Tiburzio, als Hauptvertreter einer verehrlichen Banditenzunft, beherrscht mit seiner wohlorganisirten Bande jene Bezirke weit und breit. Städter, Bauern, kleine und große Grundbesitzer zahlen ihm bestimmte Abgaben (einzelne Personen nach ihren eignen Angaben bis 3500 Mark jährlich), und zwar nur, um vor seinen Plünderungen sicher zu sein. Die souveräne Herrschaft dieses Tiburzio geht so weit, daß er sich vor kurzem den Inspektor eines großen Gutes, der mit fünfunddreißig Leuten auf dem Felde thätig war, aus dem Kreise dieser fünfunddreißig herausholte, ihn vor den Augen der vor Schreck erstarrten Menge erschoss und sich mit dem stolzen Zuruf: „So strafen wir alle Spione!“ empfahl.

Der zweite Fall ist noch packender, besonders in dem Nachspiel, das die heillose Angst der Beteiligten zeigt. Man fand die Leiche des Vaters des Bürgermeisters von Biguanello, eines siebenzigjährigen Mannes, gräßlich verstümmelt vor dem Thore der Stadt mit dem erklärenden Schreiben versehen, „Tiburzio hat seines Amtes gewaltet an einem, der den Gendarmen den Weg gezeigt hat!“ Als der angeführte Berichtstatter, seines Amtes waltend, diese Thatsache an ein römisches Blatt telegraphirte, stürzte Tags darauf der Sohn des Ermordeten, also der Bürgermeister von Biguanello, selbst zu ihm und beschwor ihn bei Himmel und Erde, sofort alles telegraphisch zu widerrufen, sonst wären sie alle Kinder des Todes. Und unser Berichtstatter — widerrief. Das heißt, nur nach Rom. An seine deutsche Zeitung erstattete er den wahrheitsgetreuen Bericht, wie er hier wiedergegeben ist.

Fragen wir: Wie haben sich solche Zustände dort erhalten können? so lautet die Antwort: Italien hat keine fest und stramm disziplinierte Heeresmacht, wie es unsre aus dem Volke heraus- und wieder in das Volk hineingewachsene ist. Das italienische Volk traut der Kraft und Macht seiner Regierung weniger als jenen Banditenführern, deshalb der Respekt vor diesen und die entschieden ablehnende Haltung gegen jene und ihre Organe in Befolgung der geschilderten Greuelszenen. Ja es gilt dort für geradezu ehrenrührig, der Gendarmerie bei ihrer schweren Arbeit irgendwie die Hand zu bieten. Das Rechtsbewußtsein hat sich in den Köpfen jener Leute infolge der geschilderten Verhältnisse vollständig verschoben. Die Regierung hat endlich, nach den neuesten Depeschen, einige Regimenter ihrer besten und sichersten Truppen den Herren Briganten nachgeschickt — vielleicht erreicht sie etwas, vielleicht auch nur das, daß sich die Herrschaften einen andern Schauplatz für ihre Thätigkeit suchen.

Glaubt man nun wirklich, daß die Menschen bei uns so ganz anders geartet wären als da drüben? Wer das Bestreben der staatsfeindlichen Parteien verfolgt, der weiß, daß wir ohne Staatsmacht, die in nichts anderm als in einer festen, starken Heeresmacht liegt, vielleicht auf anderm Wege, aber jeden-

falls denselben, wenn nicht schrecklichen Zielen zustreben. Sene Banditenbanden arbeiten allein mit der Kraft ihrer Faust — womit die Anarchisten arbeiten, haben sie in Paris gezeigt. In Stalien, in Frankreich, wie bei den Unruhen in unserm engern und weitem Vaterlande war es aber einzig die zum Dreinschlagen energisch zusammengezogene Militärmacht, die den Gesetzen und dem Recht wieder Geltung zu schaffen vermochte. Und wenn es gelang, ohne thätiges Eingreifen, nur durch ihr kampfbereites Dasein die Aufrührer zur Ruhe zu bringen, so ist das ein Beweis mehr für ihre unbedingte Notwendigkeit.

Unsre Regierung steht auf dem Boden der großen Scharnhorst'schen Idee, nach der jeder Staatsangehörige, soweit er körperlich dazu befähigt ist, zu einem Verteidiger seiner Scholle, seines Weibes, seines Kindes, seines schwächern Bruders und somit des Vaterlandes herangebildet werden soll. Und diese Idee beruht auf den natürlichen Eigenschaften der Menschen und ist in ihrer Wechselwirkung vom Menschen zum Staat und vom Staat zum Menschen die festeste, gesundeste und deshalb erstrebenswerteste Humanität. Wir sind durch die allgemeine Wehrpflicht diesem Ziele gottlob nahe und werden uns auch durch die Friedensapostel am Weiterstreben nicht hindern lassen.

Die „Weltfriedensidee“ ist im übrigen durchaus nichts neues. Es hat schon vor Jahrhunderten Stubengelehrte gegeben, die Gehirn und Tinte dafür verbraucht haben. Dieser Verbrauch erwies sich der Wirklichkeit gegenüber aber noch immer als Mißbrauch. Die Weltgeschichte schritt, ohne sich auch nur einen Augenblick davon aufhalten zu lassen, festen Fußes darüber weg. Dasselbe Schicksal erwartet, trotz der aufgewirbelten Staubwolken, die von zarten und unzarten Händen aufgewärmt und aufgebäckte Idee auch jetzt. Denn so lange Menschen von Fleisch und Blut, und manchmal sogar recht heißem Blute, auf dem Erdball hausen, werden wir Gesetze brauchen und Kräfte, diesen Gesetzen Geltung zu verschaffen. Und daß das nur durch ein in straffer und strenger Disziplin geschultes Heer möglich ist, weiß jeder, der mit gesunden Augen das Leben der Völker und des Volkes beobachtet.

Wußte es doch selbst der kurz nach jenem „Weltfriedenskongreß“ ebenfalls in Bern tagende „Interparlamentarische Friedenskongreß“, dessen Vorsitzender in markiger Rede betonte, daß es Augenblicke im Leben der Völker giebt, wo allein das Schwert den Rechtspruch zu thun vermag, und daß „eine Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre, ehrlos ist!“

Wer diesem vernünftigen Gedanken näher tritt, sieht, daß ohne Militär ihn auszuführen nicht möglich ist, und was uns am freudigsten dabei gestimmt hat, ist, daß diese Männer von Nationen und von einer Ehre der Nationen sprachen, die hoch zu halten sei, von der jene Weiber in Hosens oder Unterrock auf dem „Weltfriedenskongreß“ nichts ahnen; nur davon, daß sie mit einem Programm, das die Aufhebung aller Nationalität predigt, einen Sturm der Entrüstung bei allen deutschen Männern und Frauen

hervorrufen würden, hatten sie eine Ahnung, das hat ihr Thun in Bern bewiesen.

Der einzige Punkt, in dem sich die Forderungen der beiden Friedenskongresse begegnen, sind die „Schiedsgerichte.“ Nur daß sich der „Weltfriedenskongreß“ natürlich wieder die Menschen, das heißt hier eigentlich die Menschheit, als Gummipüppchen denkt, die sich unter solchem Schiedsgerichtsdruck beliebig zusammenquetschen läßt, der „Interparlamentarische Friedenskongreß“ auch da gesündere Wünsche hat: er will ein Eingreifen eines internationalen Schiedsgerichts in besondern Fällen. Wenn wir dabei auch daran denken müssen daß sich die Regierungen auch ohne den interparlamentarischen Friedenskongreß dieses Mittels in Fällen, wo es möglich war, zur Schlichtung ernster Differenzen bedient haben, so bleibt doch das Bestreben der Herren, so weit es sich in dem Rahmen des von dem Vorsitzenden, dem Herrn Oberbürgermeister Baumbach in Danzig, in seiner Eröffnungsrede entwickelten Programm bewegt, eine That, die möglichenfalls gute Früchte tragen kann. Über die Utopie des „Weltfriedenskongresses“ aber wird wohl die Welt und die Menschheit in kurzem einfach zur Tagesordnung übergehen mit dem frommen Wunsche: Ewiger Friede seiner Asche!



Die anatolische Bahn



n den volkswirtschaftlichen Betrachtungen] im 39. Hefte der Grenzboten findet sich der Satz: „Die Herrschaft über das andre Volk wird das Volk erlangen, das die Arbeit an sich zieht, und zwar deshalb, weil der Arbeit der Reichtum folgt, und Reichtum zunächst das wirtschaftliche Übergewicht, auf die Dauer auch politische Überlegenheit verleiht.“ Die Wahrheit dieses Satzes haben sich unsere deutschen Geldleute viel zu wenig zu nutze gemacht. Anstatt den Überschuß des deutschen Vermögens zu industriellen Unternehmungen und zur Hebung der Bodenschätze noch unerschlossener Länder zu verwenden, legten sie ihn in den Papieren halbvertrachter Staaten an, die einige Zeit zwar hohe Zinsen trugen, nachher aber gar nichts brachten. So ist es uns in Argentinien ergangen, so in Portugal. Während aber die Deutschen die wertlosen argentinischen und portugiesischen Schuldscheine in den Händen halten, haben die Engländer ihr Geld in den Eisen- und Pferdebahnen, in Bergwerken und industriellen Anlagen jener Länder untergebracht und sehen ruhig der Zukunft entgegen.